

„Wir waren arm, aber wir waren frei“

Das neue Leben der Geschundenen

Vor 60 Jahren wurde in Wolfratshausen ein Lager für Juden errichtet, die den Holocaust überstanden

Von Wolfgang Schäl

Wolfratshausen – Wegen einer Angelegenheit „von staatspolitischer Tragweite“ wandte sich Bayerns Ministerpräsident Hans Ehard 1951 an das Auswärtige Amt. Er könne sich des Eindrucks nicht erwehren, schrieb er dem Ministerium, dass über die Besonderheit des Problems Föhrenwald bei den Bundesstellen nicht überall Klarheit herrsche. Jeder Fehler hier könne das Ansehen der Bundesregierung im Ausland empfindlich schädigen. Die Warnung hatte gute Gründe: In diesem Jahr war das Lager Föhrenwald, in dem nach dem Krieg Flüchtlinge und Heimatlose aus ganz Europa, vor allem Juden aus dem Osten untergebracht waren, unter deutsche Verwaltung gestellt worden. Und die hatte sich zunächst so wenig sensibel gezeigt, dass unter den Lagerbewohnern, die als „Displaced Persons“ in den Karteien geführt wurden, Empörung um sich griff.

Schon unmittelbar nach dem Krieg, als das Lager noch unter amerikanischer Verwaltung stand, war mit den Bewohnern schon rüde umgegangen worden. „Es scheint, als behandeln wir die Juden wie zuvor die Nazis, nur mit dem Unterschied, dass wir sie nicht vernichten“, lautete das schneidende Urteil des Flüchtlingsexperten Earl Harrison, der das Camp 1945 inspiziert hatte. Die Nachricht wirkte wie ein Schock, und vieles wurde danach besser. Der Weg zurück in die Normalität, der vor 60 Jahren seinen Ausgang genommen hat, war trotzdem lang und steinig. Wer Zeitzeugen nach dem Lager Föhrenwald südlich von München fragt – aus ihm ist der heutige Wolfratshausen Stadtteil Waldram entstanden – hört von den Problemen wenig. Denn aus der unmittelbaren Kriegsgeneration leben nicht mehr viele, und die damals Jungen fanden vergleichsweise angenehme Bedingungen vor.

„Alles totgeschwiegen“

Zum Beispiel Martin Walter. Er kann sich gut daran erinnern, obwohl er eigentlich nicht direkt im Lager selbst gewohnt hat, sondern am Rande, in einer Bahnhofsrunde. Die Eltern funktionierten das alte Holzhaus, das heute noch steht, zu einem Mini-Kaufhaus für jüdischen Bedarf um. Der marode Schuppen wurde schon bald zu einem Ort wieder erwachender Konsumwünsche, ein Platz, an dem die Traumatisierten ganz langsam wieder in den Alltag zurückfanden. Walter selbst konnte die historische Situation damals nicht bewerten. „In der Schule ist das alles totgeschwiegen worden“, sagt er.

Die Dinge, die damals den Kindern nicht erzählt worden sind, hat ein anderer Zeitzeuge noch selbst gesehen. Er mag seinen Namen nicht nennen – die Angst, „in eine bestimmte Ecke gestellt zu werden“. Seine Nachkriegserinnerungen sind nicht ungetrübt. „Mädchen mit zitronengelben Gesichtern“ tauchen darin auf, die in den Wolfratshausen NS-Munitionswerken gearbeitet hatten und von den Säuredämpfen krank geworden waren. Da fahren Zugwaggons durch den Lagereingang, aus denen ein schauerliches Jammern dringt und ein süßlicher Geruch, der Geruch von Leichen. Aber diese düsteren Bilder verblassen beim Erzählen schnell, sie weichen Erinnerungen an lebhaftes Tausch- und Schwarzgeschäfte, an Freundschaften, die über den



Die Siedlungsstruktur des Lagers blieb erhalten. Die Luftaufnahme des heutigen Stadtteils Waldram entstand 1956.

Fotos: Stadtarchiv Wolfratshausen und aus Heike Ander, Michaela Melián: „Föhrenwald“

Lagerzaun hinweg entstanden. Für viele Bewohner war Föhrenwald eine Durchgangsstation. Es war ein Kommen und Gehen, und zwischen allem bot sich für die Kinder viel Freiraum. „Für uns“, sagt Walter, „war das ein einziger Abenteuer-spielplatz.“ Im Laufe der Zeit verbesserten sich die Umstände, vor allem, nachdem eine jüdische Selbstverwaltung die Belange der Bewohner regelte. Es habe sich ein richtiges Shtetel gebildet.

Ob man es denn wirklich ein Shtetel nennen konnte, darüber sind sich die Brüder Chone und Iechok Surowicz, damals beide Lagerbewohner, uneinig. Chone ist nicht viel älter als Walter. Aber auch seine frühen Eindrücke sind weit entfernt

von den Schrecken, die auch seine Familie durchlitten hat. Der Vater starb im KZ, der Mutter gelang die Flucht – zwei Jahre irrte sie mit ihren Kindern durch die Karpatenwälder.

Trotz dieser Erlebnisse repräsentieren die beiden Brüder, die heute in München leben, nicht mehr die Generation der unmittelbaren Opfer. „Föhrenwald“, sagt der 64-jährige Chone Surowicz, „das war ein ganz anderes Gefühl des Daseins.“ Ebenso wie für den Garching Kaufmann Abraham Ben, der mit Föhrenwald „eine wunderbare Kindheit“ verbindet. Vorwürfe an die Deutschen klingen auch in den Schilderungen des 58-Jährigen nicht an. Anlass gäbe es ge-

nug – von seiner Familie überlebte nur der Vater, schwerkrank, dank glücklicher Umstände. Doch Ben gewinnt den damaligen Umständen die positivsten Seiten ab. Er schwärmt über Fußballturniere und Sportfeste, über Lausbubenbanden, Theater- und Varietéaufführungen, über Filme im Lagerkino. „Wir waren arm“, sagt Ben, „aber wir waren frei.“

Die Freiheit genießen konnten indes nur die Jüngeren, Unbeschädigten. Rachel Salamander, Publizistin und Gründerin der jüdischen „Literaturhandlung“, lebte bis zu ihrem siebten Lebensjahr in Föhrenwald. „Wir fühlten uns als Sitzengebliebene. Die Lager leerten sich, wurden aufgelöst, bis nur noch Föhrenwald bestand“, schilderte sie einmal ihre Erinnerungen. „Und da machte sich eine hoffnungslose Stimmung breit. Denn wer blieb übrig? Es waren die psychisch und physisch Schwächsten, die Hardcorefälle, Leute, die es nicht schaffen weiterzuwandern.“

Am 28. Februar 1957 wurde das Lager aufgelöst, am 1. März gingen die Gebäude an das Katholische Siedlungswerk der Erzdiözese München über. Im Gedächtnis geblieben ist Föhrenwald als ein Stück deutscher Geschichte. Ihm ist derzeit eine Installation der in Eurasburg lebenden Künstlerin Michaela Melián gewidmet, die noch bis 30. Oktober im Münchner Kunstraum zu sehen ist. Ihr sei es darum gegangen, Geschichte anders zu erzählen, sagt sie, es sei „eine Art Selbstversuch“ gewesen, die Vergangenheit über die Architektur verständlich zu machen. Melián ist Mitherausgeberin einer großen Dokumentation, die jetzt auf den Markt kommt.

DISPLACED PERSONS

Den Begriff „Displaced Persons“ (DPs) prägten die Westalliierten im Jahr 1944. Im Behördendeutsch verstand man unter DPs „Heimatlose Ausländer“, die sich nach dem Krieg in Deutschland aufhielten. Unter ihnen waren viele ehemalige KZ-Häftlinge, Zwangsarbeiter und Vertriebene. Der DP-Status war wichtig, um Unterstützung von den Amerikanern und Hilfsorganisationen zu erhalten. Die meisten DP-Lager entstanden in Bayern, hier wiederum spielte Föhrenwald eine besondere Rolle: Es war eines der größten, und es wurde wegen der vielen auch psychisch Hinfälligen, die nirgendwo anders Platz fanden, als letztes geschlossen.

Das Lager war ursprünglich eine Zwangsarbeitersiedlung der Munitions-

fabrik im Wolfratshausen Forst. Nach 1945 wurden Überlebende des berüchtigten Todesmarsches untergebracht, aber auch viele Vertriebene. Im September 1945 erklärten die Amerikaner das Camp zu einem ausschließlich jüdischen Lager. Die Situation in den ersten Jahren war angespannt. 1946 waren hier nahezu 6000 Menschen zusammengepflegt. Bei der Versorgung kam es zu dramatischen Engpässen. In einer Krankenstation mit 90 Betten wurden die vielen Geschwächten und Behinderten versorgt.

Dass die Zuversicht unter den Opfern des Nazi-Terrors langsam wuchs, lässt sich an der Geburtenrate ablesen. In keiner jüdischen Gemeinde weltweit wurden so viele Kinder geboren. *wsg*